

Berliner Familien-Zeitung



Einmal legte ihn Paul, wie man den Spazierstock graslos, elegant in der Hand halte. Es ging schwer, Kiti ließ immer wieder den Stock fallen und schüttelte ihn dann mühsam auf. Josef, der Diener, ging eben durchs Zimmer, und auch er, der immer einig und korrekt Josef, verzog den Mund zu einem Lächeln. Kiti bemerkte dieses lustige Lächeln und schämte sich daran, daß er am liebsten alles im Stich gelassen hätte, die schöne Wohnung, Paul, Joseph, die ganze Dorneinheit, und in die Pfauenasse zurückgelassen wäre, um Herrn Müller um Derstellung zu bitten und ihn zu verlassen, er möge ihn wieder in seinem Kabin ansetzen. In diesem Gange war er sehr niederschlagen und unglücklich, er hatte das Gefühl, daß er niemals ein richtiger Gentleman sein würde.

Dann mußte er in die Tanschule gehen, mit seinem dreißigjährigen alten Kopf vor dem Tanzlehrer herumlaufen; bei jeder Drehung erblickte er im Spiegel einen komischen, lächerlichen Kerl und mußte sich in diesem selbst erkennen. Der Tanzlehrer nahm stets an seinen ungeliebten Bewegungen Anstoß, rief angeblich:

„Grüßer, mein Herr, nur ein bißchen grüßler.“

Johann Kiti hätte es für das gräßlichste gehalten, mit dem Kopf gegen den Tanzlehrer zu rennen und ihn auf dem glatt gewächsenen Hüftboden umzuwerfen, doch machte er die Bewegungen immer weiter, stets verwirrt, verwirrt, ungeschickt, und er wußte bereits, daß man ihm nur einen Ring durch die Nase stecken müßte und der Scherenschnitt fertig wäre. Jedemal verließ er mit einem lächerlichen Schamgefühl die Tanzschule. Und er konnte noch dort gar nicht keinschlagen, mußte in die Gedächtniskarte, oder gar mit einem jämmerlichen Ergebnis, aber bis zur vollständigen Ermüdung des Sabelschwanzes. Hier bekam er weinigen ab und zu einen richtigen Riß vom Sechtmischer und konnte sich schier vor Schadenfreude betrachten: da daß das, es geschähe die Zeit, zu ungeschickter Zeit!

Paul ließ ihn nicht zu Atem kommen. Was er bei ihm, so brachte er ihm verschiedene Hausregeln mit, obgleich Johann Kiti niemals gern Karten gespielt hätte, ja sogar das Kartenspiel verabscheute, und dafür auch nicht das geringste Talent besaß. Paul aber gewann ihm das Geld ab und setzte ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit aus.

„Was tust du, wenn du in eine Gesellschaft kommst, wo die Herren Karten spielen? Ohne Karten gibt es keinen Gentlemen.“

Während er mußte man immer irgendwas tun gehen ins Theater, ins Orpheum oder zumindest ins Kino. Paul fürchtete am meisten das Orpheum, und dagegen hatte auch Kiti nichts, denn hier gab es wenigstens Frauen, Leichte, freundliche,

scheisende Frauen, die ihm für gutes Geld auch einen Kuß nicht vorzuehnten. Aber jeden Abend irgendwohin gehen, das war ja doch erträglich, insbesondere nach so mühsamen Tagen, wie die seinen waren. War er jedoch mühsam, müde und hatte eine bewußte Stirn, so sagte Paul mit ihm:

„Das läßt dir den Kopf hängen? Ein Gentleman muß immer sorglos und guter Laune sein.“

Wozumehr mußte er sich frant stellen, um zu ein wenig Freiheit zu gelangen, wie ein Schälunge. Was er aber Paul gegenüber zu sagen, so erwiderte dieser trocken:

„Die Frage ist, ob du willst, daß ich aus dir einen Gentleman mache? Willst du es nicht, dann lassen wir es sein, geh' zurück ans Pult. Willst du es aber, dann mußst du arbeiten. Verstehe dich, du müßtest jetzt auf einmal, binnen einiger Monate, als Erwachsener das erkennen, was andere, geborene Gentlemen, nämlich, während ihres ganzen Lebens, unermüdet in sich aneignen. Du müßt dich von dem niedrigen Ballast befreien, der an dir während deines bisherigen Lebens hängen geblieben ist. Und das geht nun einmal nicht leicht.“

Johann Kiti verlor nunmehr endgültig sein Selbstvertrauen, er hatte nicht selten öftere Stunden, da er davon überzeugt war, daß er niemals das große Ziel erreichen würde. Und um so härter hammerie er sich an Paul u. Daß, den einyigen Menschen der Welt, der die Schönheit und Verwickeltung besaß, ihn über jene häßliche, unangenehme Seite zu geleiten, die zu dem vornehmen Stand führte. Zu jenem vornehmen Stand, nach dem er ihn nunmehr um so stärker verlangte, je schwerer es zu erreichen war.

Er hatte davon gern eine kleine Kopfreise bekommen: wie manchmal man in die Gesellschaft vornehmer Leute gelangt. Brachte er darauf die Rede, so erklärte ihm Paul jedesmal:

„Du bist noch nicht fertig. So willst du mit keine Schande erleiden. Du müßt deiner Futant schaden, wenn du so ungerne in die Gesellschaft kommst.“

Hin und wieder kam es vor, daß sie im Restaurant oder im Orpheum in eine Gesellschaft gerieten. Es waren lustige, tief unterhaltende Leute, Paul bekannte die sie in ihren Tisch einladen, und man konnte da nicht sein lassen; oder jemand sagte sich an ihren Tisch und zog weitere Herren an. Johann Kiti wurde bei verzerrten Gesichtsübungen immer leuchtend.

Er mochte nicht, den Mund aufzumachen, gar wenn man zu ihm sprach, läppische Antworten, hörte den anderen zu und lächelte, mit einem Lächeln, von dem er auch selbst unbefähigt war, daß es ein billes Lächeln sei. Paul hielt ihn stets sehr im Auge, und wenn ihn der Wein etwas erregte und er an dem Gespräch teilzunehmen wollte, brach er ihn nur anzugucken, und Johann Kiti beachtete auch ganz heimlich. Er wußte, daß er Paul dank schuld, und daß das, was er gelangt hätte, sicherlich eine große Dummheit gewesen wäre.

Es wäre ihm niemals eingefallen, an Paul zu zweifeln. Er sah in ihm nur den mobilvollenden, aufopferungsreichen Freund, hätte ihn unter keinen Umständen diesen zu verdächtigen gemagt, daß er das, was er tat, für gute Diners und Boppers tue, die Feineren und geschriben fremdsprachlichen Antiken, die er ihm abzugeben anzuwenden wird, so bald er ihnen gewisse besten Polzen in ihrer Gemüthszeit erbittet. Ein Gentleman macht keine Preislistenfertig, und es war ein Ding der Unmöglichkeit,

fehl, so Paul vorausgesetzt, er hätte Proffien genommen von jenen Feuten, von denen er die Wohnung übernahm, vom Malerhandl, vom Teppichgeschäft und sogar von dem armen Maler, der die an den Wänden hängenden Bilder gemalt hatte.

VIII.

Eines Tages kam Johann Kiti gegen Mittag sehr müde heim. Sie hatten sich vorige Nacht bis in den Morgen hinein im Orpheum unterhalten, dann hatte er um neun Uhr sechs, um zehn Uhr fünfzehn geschlafen, und als er sich endlich heimzuschleppete, konnte er kaum auf dem Rücken stehen. Er wollte sich um jeden Preis ausruhen, es sich bequem machen. Er zog Kleid und Schuhe aus, hingelte Joseph herein, ließ sich die Pantoffeln ins Arbeitszimmer bringen und wollte sich auf dem Dican legen.

Da tat Joseph, was er nie zu tun pflegte, stellte sich vor ihn hin und begann zu sprechen:

„Gnädiger Herr, ich bin so frei, meine Klüßigung einzurichten.“

„Was sind Sie frei?“ fragte Johann Kiti verwirrt und setzte sich auf dem Dicanrand auf.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul und die Presse

Jean Paul, der große Dichter, der vor 100 Jahren starb, hat noch nicht die Zeit erlebt, in der die Presse in die Höhe der Großmächte aufsteigen sollte. Er hat aber die Macht des gedruckten Wortes schon erkannt und sagt darüber in seiner Vorrede der ‚Schicksal eine treffliche und noch heute gültige Wahrheit. So heißt es im 5. Kapitel seiner ‚Rhetorik-Vorlesung, die er seinem allseitigen Hauptwerk angehängt hat, treffend und witzig: „Je eingehender der Mensch, desto mehr glaubt er Redegewinn.“

Dieser Satz hat noch heute Gültigkeit, auch für Großschreiber, und nicht wenig in der Hinsicht, daß Jean Paul dann macht. Er sagt nämlich, sein ‚Provingal-Landpariser zum Beispiel glaubt nicht auf je für darum Angst, weil sie der Gelehrer geleist: der Drunder-Geer ist seines Genügens Herr.“ Jean Paul hat der Buchkritik der Zeitungen auch praktische Gesetze gemittelt, und es ist eigentlich zu bedauern, daß man diese nicht geangten ist. Er meint nämlich, schlechte Werke sollte man nicht jemals anpreisen, da es langweilig wäre, sie hoch zu loben, durch Ironie aber die Zeitungen in der Bechäftigung mit dem Schlechten wenigstens an Herrn gemannen. Die Werke der Romanisten und der Jungen unter den Autoren dagegen sollen mit wöheren Gevühnslosigkeit und Liebe und — die Meinung dürfte heute besonders am Plage sein — so schnell wie möglich angezeigt werden. Dem mittel-nützigen Schriftstellers werde man gar keine Preis anerkennen, ihr häßlicher Name ist ihr Stummengedächtnis und liegt, da sie sich ja nicht ändern, laut gegen die Wiederholung jenes Tolons an.“ Lieber gentile Werte aber müßte man nach der Ansicht des Dichters gewuerkte Journale führen, nämlich eines, das an dem Meistertum die Mängel rügt und jede falsche Einsicht ins Licht rückt, also festhalten ein „Awaras Buch“, und zweitens ein ganzes Buch, das mit heiler Seele nicht im Summens und höchsten Genüß annehmend (wie ein Stöberer an der Geschichten), als die Schönheit aber den Gott, dem es ähnlich ist.“

„Himmel auf Erden“

Der „Jungen Generation“ zweites Stück

Als der Regisseur Herman am Sonntag vor vierzehn Tagen mit dem Stücke von Leo Matthias begann, dessen Aufführung er freilich nicht bewilligte, konnte man ihm zum mindesten die gute Absicht, programmatisch sich für eine neue Generation einzusetzen, nicht absprechen.

Man zerbröckelt er auch diesen Glauben. Erich Wolfes „Himmel auf Erden“ als Gabe einer Gemeinschaft, die sich so hochtönend wie die Hermanns nennt, macht ihren Namen höflich und süßlich. Eherlich wird man über den bösen Kritiker schimpfen, der die angelegte Würdigkeit und Grazie dieses Spiels nicht versteht und auf der Erde bleibt, während die Geistes des Autors bereits den Wolkenflug seiner Phantasie angetrieben haben.

Es kommt freilich ganz darauf an, von welchem Gesichtspunkt man das Stück verstehen will. Soll es der Kundrad junger Generation sein, so ist es ein schändliches Gemisch von Gultenberg, Angermann und anderen abgelenken. Soll es aber nur ein Verulst sein, so mag es, freilich man das literarische Präsentationskonzept, mit dem es versucht ist, gelten. Dann muß nur noch das Schlenkernde der Arbeit, die provozierende Sorglosigkeit der Szenenführung und die übermäßige und durch das Liebermal sich bald erschöpfende Wortspielerei und Wortwitzigkeit leidet werden, um auf eine Spielbauer von einer Stunde lungentiert, als behodisches Schwerges zu wirken. Denn dazu reißt dann der kleine, literaturkritische aufgetriebene Einfall eines Schriftstellers aufzutreten, während, das als Geit zu leben beginnt und alle Geister der Handlung damit totus macht, aus.

Erstaunlicher hätte sich dasjenige Moment geoffert. Die einfachen Bilder der Leo Matthias Ginterregungsstücke und Mannunglieber ergeben schäufliche und perfekte Wirkungsmöglichkeiten. Und unter den Schauspielern machte man einige nicht uninteressante Bekanntheiten. Der erste in der ersten Rolle die von der Robastrettin A n u e m a r i e G a l e auf der Bühne. Sie sprengte vom Beginn ihres Auftretens an die Aufmerksamkeit. So unmittelbar und still zugleich entfaltete sich aus ihr Ornament, Sünde, Hoch und arneligste Verdorrenheit einer tiefen Verlogenheit und Abscheu darin. Während ein Blicker wirkte in gleichem Maße durch eine sehr ins Plausible sich umwandelnde Schönheit, die auch den kleinen Letzengänger Camillo Rossetti's zu einer reich pointierten Figur machte, während der große Letzengänger Franz

Stedler sich allzu hemmungslös an seinen Sadan verlor. Bemerkenswerter in manchen Stillformeln, wenigstens noch nicht blauge, die Wühngellets Mari G l e R u s s i e h. Auch der Prologist Arthur Reingers hatte manche Sinne, die ins Bedeutungsgeht werden könnten.

Hatte man am ersten Mittwoch ein Stück, am zweiten manden Darsteller, wird sich am dritten vielleicht beides vereint finden. Jedemfalls wird der dritte Tag für diese bisher etwas sehr unmäßig ins Blaue gestrichelten Herren entscheidend sein.

Manfred Georg

Sturmball

Wie dem ersten Sonde das erste Heft. Die Räume der Gesellschaft der Freunde des Sturms waren überfüllt. Nicht nur die treue Gefolgschaft und die alle Gade vor da. Die ganze neue Generation dieses Winters fand ebenfalls in Front. Dies als aber sehr herman-wichtig! Gelernt und im Hängelweise, heute schon ein Taggebund-rhythmus feil gerührt. Manöngal konnte etwas bittere Wehmut auf die Lippen, nicht man so unglückliche Buren, den Mann, der alles, und die Frau, die noch nichts weiß. Aber der Zauber des Festes begrub bald die Sentiments. Die Diabharmonien der Jubelvisionen lösten sich auf in die Rhythminen, die mit einer alles zureichenden Energie sie in die beühnigste Stimmung des Abends einzuwanden.

Im fünften Heft dröhnte das Parzell noch immer. Das Feit war der Kurat der Saison. Kein Wunder, daß jeder Besucher sein Debüt auf intensiver zu gestalten verstand.

Hilf Behn beginnt über das Thema Kunst im Zeitalter der Technik und des Sports am Donnerstag, 19. November, ein Vortrag über die Kunstgeschichte, Gezeitenkreis 3033, S. 169 99, abends.

Zweiter Mangamus neues Schauspiel ‚Regen‘ wird gleichzeitig mit dem deutschen Theater in Halle an der Saale in der ersten Besetzung des Deutschen Theaters im Zeitalter der Kunst und der Technik, dann verankert, durch Vermittlung des Herausgebers der Schenke am Städtischen Schauspielhaus Frankfurt a. Main, Halbes Ufer, am 2. Dezember, in der ersten Besetzung des Deutschen Theaters in Halle an der Saale, in der ersten Besetzung des Deutschen Theaters in Halle an der Saale.

Bevorzugung der Kunstpolitik. Freitag, 20. November, um 8 Uhr, in der Halle der Kunstschaffenden in Halle an der Saale, in der ersten Besetzung des Deutschen Theaters in Halle an der Saale, in der ersten Besetzung des Deutschen Theaters in Halle an der Saale.

Elisabeth Bergner liest Goethe

Die Lesung, daß der junge Goethe am 7. November 1775 seinen Einzug in Weimar hielt, ist von der breiten Masse des deutschen Publikums niemals als weiterführenderes Ereignis betrachtet worden.

Wenn dennoch die 190. Wiederkehr dieses Tages von der Goethe-Gesellschaft — Ortsgruppe Berlin — zum Anlaß einer pietätvollen ‚Vorgänger‘ gemacht wurde, so ist durchsich wenig einzuwenden, höchstens die Interessiertheit der großen Masse, die die äußerlich würdige Veranstaltung überher übersehen hat, so daß das Deutsche Theater am Sonntag vormittag erheblich viele Verzapfe aufwieß.

In formellerem Maße wies Wilhelm v. Scholz auf die Bedeutung des Tages hin, der Deutschlands größten Genius in die kleine Weidenzucht an der Elm führte. Das der universitäre Geist den der letzten Volk hervorgerückt, in dieser ‚Welt im Klein-Baum‘ lassen durfte und konnte, hat die ungeheure Arbeit dieses einjünglichen Lebens, das eigentlich der ganzen Welt gehörte — der Volksgemeinschaft, der er entpoffen, bewahrt und geachtet. Das begründete der Betreffende mit eingehenden Worten.

Das Ereignis dieser ‚Vorgänger‘ aber war Elisabeth Bergner als Vorträgerin Goethe'scher Gedichte. Es ist durchaus nicht gesagt, daß ein würdiger Schaulpieler auch ein guter Vortrager sein muß. Inretheit in seiner Rede Eigenschaften umfassenen Verbindlichkeit war Josef Reitz. Niemand fand man diese Wärme innerer Befähigkeit wieder. Diese Kraft, das tote Wort auch am Vortragstisch lebendig zu machen, die auf jedes Theaterpublikum verlebende Liebe zur Dichtung. Jetzt sind alle diese liebenswerten, diese Bewunderung heischenden Dinge wiederergriffen. Es vereinigten sich in Elisabeth Bergner, die Goethe's Werk hitreuer vorlas. Das Schlußhste im ‚Regentent‘, in der ‚Wandeln im Glode‘, in ‚Alis Part‘, das war nun zum Gelingen dar. Ganz wie der langst dahingehende König aber las sie das Hochgebet vom Stoben, von dem wir so gern singen und lagen.“ Jubelnder Beifall rief die Klaffen immer wieder hervor, und sie war nicht faradum mit Worten aus dem goldenen Heberfluh nie verlesender Dichtung.

Städtische Ober. In den ‚Barital‘-Aufführungen, die die Adhäsion für die Publizistik vorbereitet, singt der Schöpfer den Ankerst.